

(Nachdruck verboten.)

23]

Der Kuppelhof.

Roman von Alfred Bock.

Zaghaft pochte die Dine an die Tür der Dorfsibylle. Gemurr und Geschimpf schollen ihr entgegen. Die Alte lag noch auf ihrem Strohsack. Die Dine nannte ihren Namen und sagte, sie begehre einen „guten Rat“. Da erhob sich die Wannigen und öffnete. Sie war eine hohe Siebzigerin, hatte rote Augen und einen barbarischen Kropf.

Am ganzen Leibe zitternd, erzählte die Dine von ihren bangen Ahnungen und von ihrem Traum.

„Du seist net recht bei Trost,“ räsarnerte die Alte, „daß Du Dir Dein Hirnkasten mit so dummen Gedanken verreckst. Dem Henner is gar nix passiert. So ein himmellanger Kerl nimmt's mit zehn Bagabonden auf. Ich will emal mein Erdspiegel langen. Dernaich weiß ich gleich Bescheid.“

Aus einer uralten Kiste von Ruzbaumholz holte sie einen Kleinen Spiegel hervor, in dessen Rahmen allerlei geheimnisvolle Zeichen eingraviert waren. Darauf hauchte sie dreimal über das Glas, blickte lange hinein und sprach: „Bortherhand sehn ich nix als Wolken. 's hängt in dere Gegend ein Gewitter am Himmel. Wichtig, 's donnert und plätschert gehörig. Es wird's ein wink heller. Nu kommt die Sonn' durch. Da springt ein Weidhirschenbub. Da is auch Vieh. Was für schöne Neder! 's muß gegen den Rhein zu sein, weil alles so platt is. Alleweil sehn ich den Henner.“

„Feuer und Wacht!“ rief die Dine, die mit größter Spannung lauschte. „Kannst Du dann mit ihm schwätzen?“

„Wst!“ machte die Wannigen. „Das darf man net.“

„Laß mich emal guaden.“

„Ich werd' mich hüten, das könnt' Dein Tod sein.“

„Ei was!“

„Ja freilich. Es hab' ich durch Dein Geseif den Henner verloren. Galt! Ich hab' ihn wieder. He geht ganz stolz da enaus. Nur hat he merkwürdig dicke Hosensack.“

„Kein Wunder,“ grinste die Dine, „das sein meine dreihundert Mark.“

„Gelle!“ fischerte die Alte. „No weißt Du, wodran Du bist. 's hat Deinem Schatz halt net gepaßt mit dem Nesterstrich in Bellersheim. He sucht sich anderswo ein Eigengut. Das geht net so schnell, wie Du Dir das vorstellst. Meine Sag' is: der Henner is treu und tut nix nebig dem Herz her. Wann's so weit is, kommt he und holt Dich, das is gewiß. Es leg' Deine Mark her und troll' Dich!“

Die Dine entrichtete ihre Mark und begab sich beruhigt wieder an ihre Arbeit. Die Wannigen war ein unheimlich Weibermentch, aber sie verstand „ebbes“, das mußte der gelbe Reid ihr lassen. Der Henner war also wohl und munter. Daß er nicht schrieb, war sonderbar. Ja no, das Briesschreiben war nicht jedermanns Sache. Solang er beim Dohheimerberg im Dienst stand, hatte er nie eine Feder angerührt. Und dann: er hatte all seine Gedanken jetzt auf den Erwerb des Eigenquats zu richten. Das konnte jeden Tag geraten, es konnte sich verzögern, je nachdem sich die Kaufgelegenheit bot. Sie würde die Geduld nicht verlieren. Wie hatte die Wannigen gesprochen?

„Der Henner is treu und tut nix nebig dem Herz her.“

Das war auch ihr fester Glaube. So ein Glück heimlich mit sich herumzutragen, war doch wunderschön! Wenn erst ihr Schatz kam, würden sie Augen machen auf dem Hof, ja im ganzen Dorf. Und eine lustige Hochzeit sollte es geben. Nicht so großartig wie beim Dohheimerberg. Dazu fehlten ihnen die Baken. Trotz alledem, der Henner würde sich nicht lumpen lassen, dessen war sie sicher. —

Die zuversichtliche Stimmung, die nach dem Orakel der alten Wannigen die Oberhand bei der Dine gewann, dauerte fort, auch dann noch, als sie eines Tages wahrnahm, daß sich junges Leben in ihr zu regen begann. Gottlob! Sie hatte ja ihren „Bursch“. Der würde sie nicht sitzen lassen.

Wie nun ihr Zustand nicht mehr zu verbergen war, wurde sie von Fragern und Fragerinnen bedrängt, wer denn ihr Schatz sei. Weil sie beharrlich schwieg, mußte sie Hohn und Spott ertragen. Diese geheimnisvolle Liebchaft war den

Trätschern Wasser auf ihre Mühle. Sie beachtigten diesen und jenen des „Nachgangs“ mit der Dine. Die zu Unrecht Beschuldigten wehrten sich energisch, der Chor der Rache aber lachte sich einen Akt. —

Allmählich spürte die Dine, daß ihr die Arbeit beschwerlich wurde. Da packte sie ihre Kiste und quartierte sich bei der Lore, der „Kindfrau“, ein, dort ihre Stunde zu erwarten.

Die Lore war eine vermögliche Witfrau, die ihren Beruf weniger um des Verdienstes willen, sondern in dem löblichen Bestreben ausübte, sich ihren Geschlechtsgenossinnen nützlich zu erweisen. Sie besaß in der Gungelsgasse ein kleines weiß gestrichenes Haus, dessen Balken in roter Farbe prangten. An der Front las man, von einer hübsch gemalten Girlande umwunden, den Spruch:

Ich will gern dienen jedermann

Und helfen, wo ich helfen kann.

Wenn man in die im Erdgeschoß liegende Wohnstube trat, empfing man sogleich den Eindruck der Wohlhabenheit. Der Fußboden war mit Eichendielen bedeckt, die Wände waren schön tapeziert. Als ein Prachtstück stellte sich das Himmelbett dar, dessen Kissen und Pfühl mit feinstem Linnen bezogen waren. Ueber das Ganze war eine reich gestickte Decke gebreitet. Im zweiten Stock befand sich ein wohleingerichtetes Zimmer in gleicher Lage und Größe. Darin wurde die Dine untergebracht.

Die Lore war auf wunderliche Weise zu ihrem Vermögen gekommen. Geringer Leute Kind, hatte sie sich nach Stumpertenrod vermietet. Dort machte sie Bekanntschaft mit dem „Hambamm“, dem Sohn eines mittelschlägigen Bauern. Der Sohn eines mittelschlägigen Bauern. Der Hambamm war ein bißchen „dappig“, aber sonst nicht auf den Kopf gefallen. Seine Mutter war ihm nicht wohlgesinnt und wußte es durchzusehen, daß sein jüngerer Bruder den väterlichen Hof bekam, obgleich er als Ältester Anspruch darauf hatte. Ohne sich gegen diese schreiende Ungerechtigkeit anzulehnen oder gar zu prozessieren, schrieb er an den einzigen noch lebenden Bruder seines verstorbenen Vaters, der zu Hull in England als Maschinenschlosser arbeitete, schilderte ihm seine Lage und bat ihn, er möge ihm bei seinem Fabrikherrn einen Platz verschaffen. Die Antwort traf ein, er solle nur kommen. Unberzüglich reiste er ab und ließ die Lore in Rimmernis zurück. In England fand er bei seinem Verwandten freundliche Aufnahme, doch zeigte er sich in der Fabrik so wenig brauchbar, daß ihm nach vierzehn Tagen wieder gekündigt wurde. Nun hatte er seine Violine mitgebracht, auf der er eine ziemliche Fertigkeit besaß. Als ihn der Onkel spielen hörte, sagte er: „In der Fabrik taugst Du nichts, die Musik muß Dir Dein Brot baden helfen. Den Weg will ich Dir weisen.“

Künftighin des Abends, wenn die Fabriken geschlossen und die Sneipen überfüllt waren, zog der Hambamm mit seiner Violine von Lokal zu Lokal und trug unter großem Beifall seine Weisen vor. Binnen weniger Monate hatte er so viel verdient, daß er seinem Mädchen das Geld für die Reise nach England schicken konnte. Die Lore besann sich nicht lange und folgte ihrem Schatz. In Hull wurden sie getraut. Selbender traten sie eine „Konzertreise“ durch das britische Inselreich an. Der Hambamm war der Konzertgeber, die Lore die Kassiererin. Elf Jahre gegneuer Tätigkeit warfen reichlichen Nutzen ab. In Edinburgh geschah's, daß der Hambamm erkrankte und starb. Die Lore kehrte in ihre Heimat zurück. Daß ihr Beutel mit Gold gespickt war, wurde schnell ruchbar, und die Freierrsmänner ließen ihr das Haus ein. Sie erklärte standhaft, daß sie sich nicht mehr verheiraten wolle. Auf dem Faulbett zu liegen, war in dessen nicht ihr Plan, sie begab sich vielmehr in die nahegelegene Universitätsstadt und machte auf der Frauenklinik einen halbjährigen Kursus durch. Wohl vorbereitet ließ sie sich darauf in ihrem Dorf als „Kindfrau“ nieder. Um ihrer Geschicklichkeit und Güttigkeit willen wurde sie von Alt und Jung hochgeachtet. Einmal unterhielt sie sich Sonntags nach der Kirche mit dem Bruder des Pfarrers, der just von Amerika gekommen war, in englischer Sprache. Da sperrten sie alle Maul und Ohren auf. Im oberen Stockwerk ihres Häuschens schloß sich an die große Stube eine Kammer, in der auf sinnige Weise alles zur Schau gestellt war, was sie

*) Johann Adam.

an Erinnerungszeichen aus England mitgebracht hatte. Inmitten des Gelasses lag auf zierlichem Tischchen die Violine ihres Mannes. Wenn sie im Zwielicht in ihrem kleinen Museum saß und sich in die Vergangenheit zurückträumte, hörte sie zuweilen ein leises Klängen. Das mußte wohl von der Geige kommen. Der wohnte geheimes Leben inne. Und all die Melodien wurden wieder lebendig, mit denen der Gambann die Menschen erfreut und erhoben hatte.

Die Dine war bei der Lore wohl geborgen. Sie konnte sich's behaglich machen und sah sich von sorgender Liebe umgeben, die ihr, der Verwaisten, im Leben karg zugemessen war. Eines Abends hatte sie einen Anfall von Ohnmacht. Danach sagte sie zur Lore: „Seid so gut und holt mir ein wink Papier und Tinte und auch ein Federhalter. Ich schreib' für alle Fäll' einmal an mein Schatz. Wann he kommt und ich sein net mehr da, dernachert gebt ihm mein Brief.“

Die Lore suchte ihr die trüben Gedanken auszureden. An wen der Brief gerichtet werden sollte, fragte sie nicht. Und doch wär's der Dine gerade jetzt ein Bedürfnis gewesen, sich offen auszusprechen. Nun blieb ihr nichts anderes übrig, ohne dazu aufgefordert zu sein, ihre Pflegerin, die so wenig neugierig war, in das Geheimnis ihrer Brautchaft einzuweihen.

Die Lore begriff sofort, daß das Mädchen in seiner Vertrauensseligkeit einem Schurken in die Hände geraten war. Wohlweislich behielt sie ihre Meinung für sich und trug Papier und Schreibzeug herbei.

Die Dine aber setzte sich hin und schrieb:

„Lieber Henner!

Das hätten wir beim Kriegerfest auch nicht gedacht, daß ich jetzt tot bin. Ach, es war so schön, und ich war glücklich. Du sollst Dich aber nicht vergrämen. Ich teile Dir noch mit, daß auch sonst hier vieles anders geworden ist. Dein Freund, der Schwaderlopp, ist vom Gerüst auf die Tenne gestürzt und war gleich hin. Der Allendörfermatz hat dem Dozheimer seinen Hof und seinem Vater seinen dazu, im Dorf heißen sie es den Kuppelhof. Das ist ein gar strenger Mann, und seine Frau hat es nicht gut bei ihm. Das tut mir sehr leid. Der Dozheimer klagt in einem Stück, das meiste Brot hat er gegessen. Der Matz will klug sein und hat dieses Frühjahr so wenig Hafer und Gerstentrost gehabt, daß er dem Vieh mehrenteils Grünfutter hat geben müssen. Die Lotte und die Sched' wären beinah' draufgegangen. Meine Gote ist in das Irrenklinik in Marburg gekommen. Es hat ihr schon lang im Kopf gestochen. Lieber Henner, das war eine traurige Zeit, weil Du gar nicht schreiben tatest, und nun bin ich tot. Die dreihundert Mark bleiben dem Kind. Hast Du denn jetzt Dein Eigengut? Ach, ich hatte mich mächtig darauf gefreut! Außer der alten Wannigen in der Aulerlaut und der guten Lore in der Gungelsgasse weiß kein Mensch, daß Du der Vater von meinem Kind bist. Ich will Dir nur sagen, bloß aus Not und Angst um Dich bin ich bei der Sere gewesen. Von der Wannigen weiß ich auch, daß Du am Rhein bist. Und sollen schöne Aeder da sein. Ach, wie hätte ich schanzen wollen, und bin nun tot. Zu was sollte ich denn ausschellen, daß wir uns versprochen hatten? Die Leute haben mir schon genug angetan, weil ich mit dem Kind gegangen bin. Sie hätten es gewiß auch fertig gebracht, Dich schlecht zu machen. Das wollte ich nicht. Von meinen Sachen darf sich die gute Lore aussuchen, was sie will. Ich glaube aber, sie nimmt nichts, denn sie hat's nicht nötig. Ach, was wirst Du für ein Spaß an dem Kind haben! Wenn es ein Mädchen ist, soll es nach meiner Mutter Karoline heißen. Ich komme jetzt zu meinen Eltern in das himmlische Freudenreich. Wenn die Herrlichkeit noch so groß ist, ich wäre doch gern bei Dir geblieben und kann vor Weinen nicht weiter schreiben. Es grüßt Dich oftmals Deine treue
Katharina Silhörer.“

Den Brief zu schreiben war der Dine schwer geworden. Lange noch sah sie mit tränenüberströmtem Gesicht. Endlich erhob sie sich und sagte: „Ich weiß net, Lore, 's wird mir so artlich. Ich glaub', 's is de Best, ich gehn in mein Bett.“

Sie war so hinfällig, daß ihr die Lore beim Auskleiden behülflich sein mußte.

Ein paar Stunden später hielt der Storch Einkehr, und das Geschrei eines prachtvollen Vöbchens erfüllte die Stube. Die Lore zeigte den neuen Weltbürger der jungen Mutter: „Guck' mal her, was ein Kerlebusch! Und schneckenfett. So hab' ich lang' kein Kind geseh'n.“

„Unberufen!“ flüsterte die Dine, aus ihren Augen aber strahlte das reinste Glück. —

Während die Lore die Wöchnerin pflegte, sann sie darüber nach, wie sie der armen Betrogenen helfen könne. Jemand-

wo mußte der Henner stecken. Seinen Aufenthalt ausfindig zu machen, gab es Mittel genug. Das nächstliegende war, in Bellersheim Umfrage zu halten. Die dreihundert Mark waren selbstverständlich auf Nimmerwiedersehen verschwunden, doch würde das Gesetz den Schuldigen zwingen, seine Pflicht als Vater zu erfüllen.

Als die Dine wieder außer Bett war, ging die Lore in aller Stille vors Dorf, wartete auf das Postwägelchen und fuhr nach Bellersheim. Dort führte ihr erster Weg zum Bürgermeister. Der war über die Personalien des Henner genau unterrichtet. Nachdem der Goliath vom Bernhard Dozheimer entlassen worden war, hatte er in Oberingelheim bei einem Weinbergbesitzer geschafft. Die Arbeit hatte ihm jedenfalls nicht gepakt, denn er legte sie nach eines Monats Ablauf nieder und trieb sich wochenlang ohne Beschäftigung in Mainz herum. Im Gasthaus zum halben Mond bekam er mit einem Fuhrknecht aus Nombach Händel, griff zum Messer und verwundete seinen Gegner lebensgefährlich. Seiner Verhaftung hatte er sich durch die Flucht entzogen. Hinter ihm war ein Steckbrief erlassen worden. —

So wenig sich die Lore von ihrer Vermittlung in der Angelegenheit versprochen hatte, auf diesen Ausgang war sie nicht gefaßt. Ganz erschüttert trat sie den Heimweg an. Sollte sie schweigen, oder sollte sie der Dine die Wahrheit sagen? Einmal würde die Aermste doch ihr Schicksal erfahren, obendrein vielleicht aus rohem Munde. Da war's am besten, man brachte ihr die Unglücksbotschaft schonend bei.

Mit diesem Vorsatz setzte sie sich abends ihrer Schutzbefohlenen gegenüber, doch gewann sie's nicht über sich, zu reden. Erst nach einigen Tagen fand sie den Mut dazu. Sie wollte aber ihren Ohren nicht trauen, als die Dine unter heißen Tränen sprach: „Die Leute sein gar garstig, Lore. Ehnder sie mein Schatz verblitzen, sollen sie hören, wie he sich dadezu stellt. Dadurch, daß er das Eigengut sucht, kommt er mit allerlei Volk zusammen. Wer weiß, was das für ein Kuppel war, gegen den er sich hat wehren müssen? Aee, Lore, demwegen acht ich ihn net gering. Wann er kommt, wird er schon verzählen, wie alles zungangen is. Und was he von sich gibt, is wahr. Dadesfür stehn ich ein.“

Die Lore verstummte. Der Glaube des Mädchens an den Knecht war unerschütterlich wie Fels im Meer.

Mittlerweile rückte die Dine wieder in ihre Stelle ein, die ihr der Allendörfermatz als einer fleißigen Magd offengehalten hatte. In den Feierabendstunden nahm sie ihr Kind, das einstweilen in der Lore Obhut verblieb, und ging auf die Finkelhöhe. Dort gesellte sich der Schäferkaspar zu ihr. Den fragte sie: „Kaspar, wo enaus zu is dann der Rhein?“

Der Schäfer hob die Schuppe und deutete gen Süden.

„Guck, wo's so flimmert, da sein doch Berg. Die heißt man den Taunus. Und dadehinter fließt der Rhein.“

Sie folgte mit ihren Blicken der angegebenen Richtung. Also da war der Rhein. Da sahnbeten sie auf ihren Schatz. Der Henner is ein himmellanger Kerl, hatte die alte Wannigen gesprochen, der nimmt's mit zehn Bagabonden auf. Demnach auch mit zehn Gendarmen. Das war gewiß, er riß sich durch. Vielleicht war er näher, als sie ahnte. Ganz nah. Und kam über Nacht. Ach, gutes Gottchen! Wie wollte sie ihn halten und herzen. Und verdecken, daß ihn niemand fand.

So simuliert sie und schaute sehnsuchtsvoll in die ferne, goldene Herrlichkeit, bis der Bub unruhig ward. Da legte sie ihn an die Brust und sang:

„Bubchen, schlaf' ein,
Dein Vater kommt vom Rhein,
Bringt ein' schönen Hampelmann
Riperot angetan.
Bubchen, schlaf' ein,
Dein Vater kommt vom Rhein.“

17.

Der Dozheimer fühlte sich so schwach, daß er das Bett nicht mehr verlassen konnte. Sein Gesicht war merkwürdig klein geworden und trug die Zeichen des Verfalls.

„'s liegt mir auf der Brust wie ein Aderscholl,“ klagte er. „Und sein raadmüd. Und wann ich ein wink dussel, als tät mir eins die Kehrl zuschnüren.“

Nach langem Hin- und Herreden setzte es die Mariann durch, daß der Arzt aus der Kreisstadt gerufen wurde. Der untersuchte den Patienten und meinte: „Mit dem Herz, da stimmt's nicht ganz. Sonst kann ich nichts Besonderes finden. Ich denk, 's wird sich wieder machen.“

Er empfahl leichteste Kost und feuchte Umschläge, das Blut vom Herz abzuleiten. Wenn der Kräftezustand sich gehoben habe, solle der Bauer eine Badekur in Raubheim gebrauchen. Die wirke oft Wunder bei dergleichen Fällen.

Als der Arzt gegangen war, sagte der Doctheimer in despektierlichem Tone: „Das will ein Doktor sein! Und verschreibt net emal was. Ha! Da bleib ich beim Säuhirtekarl seinem Tränkchen.“

Die Mariann war eine achtsame Krankenpflegerin. Wenn die Atembeschwerden den Vater quälten, bettete sie ihn höher. Auch sonst schaffte sie ihm manche Erleichterung. Die wenigen Speisen, die sein Magen annahm, bereitete sie sorgfältig zu. Die Anstrengung tat ihr wohl, denn sie vergaß darüber das eigene Leid.

(Fortsetzung folgt.)

(Nachdruck verboten.)

Zur Geschichte eines Volksports.

Anfangs Februar dieses Jahres wohnten 3000 Zuschauer den Schneeschuh-Wettläufen auf dem Feldberg im Schwarzwald bei, davon 2000 dem internationalen Sprunglauf. Und vor siebzehn Jahren, d. h. im Anfang des Jahres 1889, stand in dem kleinen Amtsblättchen von Reutstadt, dem „Hochwächter“, ein Artikel, daß vor einigen Tagen ein seltsamer Fastnachtsnar in Feldberger Gebiet aufgetaucht sei. Das sei ein Fremder gewesen, der mit langen Schuhen aus Holz hinauf zum Feldbergerhof gestiegen sei. Der Bericht entsprach den Tatsachen mit Ausnahme der karnevalistischen Färbung, die jenem allerersten Versuch einer Besteigung des Feldberges bei hohem Schnee gegeben wurde. Jener „Fastnachtsnar“ war ein französischer Arzt, Dr. Pilet, der auf sehr primitiven, nur mit einem Fehenhügel versehenen Schneeschuhen die Besteigung gewagt hatte. Aber der Versuch schien nicht nach seinem Wunsch ausgefallen zu sein, denn er ließ die tannenen Hölzer oben auf dem Feldbergerhof, dem Gasthaus unten am Feldberggipfel, wo er natürlicherweise auch wie ein nicht ganz normaler Mensch angesehen wurde. Aber die Schwierigkeit des Verkehrs bei hohem Schnee bewog den Feldbergerhofwirt trotzdem, es einmal mit den langen Angetümen zu versuchen; er konnte jedoch die seltsamen Holzschuhe anfangs nicht bemeistern. Da kam eines schönen Tages der jetzt verstorbene Arzt von Todtnau, Dr. Tholus, auf den Feldbergerhof, und ihm wurde die Geschichte von dem närrischen französischen Arzt mitgeteilt. Da lächelte Dr. Tholus fein und meinte, er habe auch so ein paar Nordbretter zu Haus auf dem Speicher liegen. Er habe irgendwo gelesen, daß die Lappen mit solchen Dingen mit großer Schnelligkeit über den tiefen Schnee fahren können, und da habe er, der doch manchmal schwierige Krankenbesuche im Winter machen müsse, sich so ein paar Schneeschuhe kommen lassen, aber er sei nicht mit ihnen fertig geworden. Daß jedoch der französische Kollege von Titisee her durch tiefen Schnee resp. über tiefen Schnee auf den Feldberg gekommen sei, gäbe ihm zu denken. Und Dr. Tholus begann, diesmal mit mehr Erfolg, seine Versuche aufs neue, zugleich mit dem Feldbergerhofwirt, der nun durch Schnüre die einfache Fehenhügelbindung der Schneeschuhe zu verbessern suchte. Zwei Todtnauer ließen sich nun nach den Mustern der aus Lappland geschickten Schneeschuhe auch weiche machen und quälten sich herauf auf den Feldberg. Denn die Stichtechnik war naturgemäß noch ebenso mangelhaft, wie die Schneeschuhe selber.

Aber dieses Anfangsstadium wurde bald überwunden. Die Todtnauer bildeten bald einen Schneeschuhklub und alljährlich verbesserten sich die Resultate. Auch in Freiburg bildete sich ein solcher Klub, und an den Wintersonntagen anfangs der neunziger Jahre konnte man eine kleine Anzahl Männer sehen, die vor dem Feldbergerhof ihre Übungen machten und das in den Augen der Bevölkerung für lebensgefährlich verschriene Wagnis einer Besteigung des Feldberges bei tiefem Schnee unternommen hatten. Die Kunde von der Durchquerung Grönlands durch Nansen mit Schneeschuhen brachte Zug und Temperament in die Sache. Im Jahre 1895 begann der Skilaut sich mächtig zu entwickeln und zwar in erster Reihe durch die Vereinigung der zwei lokalen Skiklubs Todtnau und Freiburg zu dem Skiklub Schwarzwald. Diese Vereinigung hat zweifellos bedeutende Verdienste um die Hebung dieses gesundheitlich und wirtschaftlich so wichtigen Sports. Wie wichtig das Schneeschuhlaufen für die Bevölkerung des hohen Schwarzwalds ist, läßt sich schon allein daraus ersehen, daß seit den 10 Jahren, wo die Schneeschuhe auf diesen Höhen bekannt wurden, der Schulbesuch immer mehr gestiegen ist. Im Winter sind nämlich die Höfe oft so tief eingeschnitten, daß nicht daran zu denken war, die Kinder in die oft eine Stunde und länger entfernte Schule gehen zu lassen. Jetzt ist es den Kindern ein Vergnügen, mit Schneeschuhen den Schulweg zu machen, und sie lernen nun auch mehr wie früher, denn der Sommer mit seinen vielen Felarbeiten ist weder für den Lehrer noch für die Schüler eine angenehme Schulzeit, und im Winter war die Schule fast immer leer.

Die Technik des Schneeschuhlaufens vervollkommnet sich bei der städtischen wie bei der ländlichen Bevölkerung immer mehr, besonders

durch die Anregung bei den großen Wettläufen, bei denen als leuchtende Vorbilder immer Gäste aus Norwegen mitwirkten. Ich habe schon früher über den Verlauf der Schneeschuhrennen berichtet, daß neues eigentlich nicht zu sagen ist, wenn man sich nicht auf den ausschließlich sportlichen Standpunkt stellen will. Aber ein Teil der Wettläufer ermüdet nie, sondern reizt immer wieder von neuem dazu an, dieses herrliche Schauspiel menschlicher Kühnheit und Kraft zu beschreiben.

Schon die landschaftliche Schönheit des Sprunghügels ist unvergeßlich. Er liegt im frostweichen Wald an der Ostseite des Seebuds und läßt einen weiten Blick offen gegen die blauen Berge jenseits des Höllentals. Auf einer Strecke von ungefähr 150 Metern beginnt hoch oben im Wald der steile Anlauf, der über den mehr als zwei Meter hohen Sprunghügel führend in die breite Bahn des Anlaufs übergeht. Wer Gelegenheit hatte, nicht nur von den beiden Tribünen aus das Schauspiel zu beobachten, sondern ganz nahe am Sprunghügel den Verlauf der Sprünge der norwegischen Gäste zu verfolgen, der konnte folgendes sehen: Nach einem schrillen Pfeifensignal erschien hoch oben in blitzschneller Abfahrt eine der einfach und dunkel gekleideten Gestalten, die etwa 10 Meter vor dem Sprunghügel, alle Kräfte in den gespannten Muskeln sammelnd, sich zusammenduckte und dann im Augenblick, wo die Schneeschuhe die Kante des Sprungwalls berührten, mit einem genialen Satz wie ein Vogel hinauschoß in die Luft. Der Luftwiderstand ist im Anfang des Sprunges so groß, daß die Nahestehenden ein dumpfes Säusen vernehmen, während der Körper durch die Luft fliegt. Der Springer rudert mit den Armen geradezu in der Luft und mehr als einmal ist es einem der Norweger gelungen, in der Luft durch ein gewaltiges Schwingen der Arme noch einmal einen neuen Anfaß zu nehmen und, die mathematische Flugkurve unterbrechend, weiter zu gelangen, als man ursprünglich vermuten konnte. Sobald die Stier wieder den Boden berühren, geht es in toller Fahrt abwärts bis zum Auslauf, wo der ganze Sprung mit einem kurzen sogenannten Telemart- oder Kristiania-Schwung endet oder enden soll.

Wenn dieses plötzliche Anhalten inmitten der rasenden Fahrt gelingt, dann verhüllt eine dicke Schneewolke einige Augenblicke den Springer. Erstaunlich war die Leistung des Norwegers Smith, der mit einem Sprung von 36 Metern für Deutschland den Rekord aufstellte. In der Hauptsache unterscheiden sich die Norweger von den Deutschen durch die von keiner Aengstlichkeit angekränkelte Bucht des Anlaufs, durch den kühnen Abprung und durch die Flügelbewegungen der Arme. Das unvergeßlichste Bild bei diesem Wettisprunglauf war es aber, als gerade im Augenblick, da die Sonne den Nebel durchbrach und den Wald in seinem weißen Zauber erscheinen ließ, Herr Smith mit einem norwegischen Namensgenossen einen Doppelsprung von über 80 Metern ausführte. Es ist ein solcher Anblick, wie Friedhof Nansen sagt, das „stolzeste Bild menschlicher Kühnheit und Kraft“.

A. F.

Kleines feuilleton.

dy. Aegypten vor sechs Jahrtausenden. Professor Erman hielt am Dienstag in der Singakademie einen Vortrag über Aegypten vor sechs Jahrtausenden. Die hochinteressanten Ausführungen wurden durch zahlreiche Lichtbilder illustriert, die vornehmlich Kunde aus den prähistorischen Gräbern von Abusir el-meleg darstellten, wo die Deutsche Orientgesellschaft neuerdings erfolgreiche Ausgrabungen veranstaltet hat. Die Funde gehören einem ägyptischen Zeitalter an, von dem man bis vor ungefähr einem Jahrzehnt so gut wie gar nichts wußte. Früher eroberte man in der Zeit des sogenannten alten Reichs (3. Jahrtausend vor Chr.), dem u. a. die Pyramidenbauer Cheops und Chephren angehören, die Jugend des ägyptischen Volkes. Das war irrig. Das alte Reich ist der Höhepunkt einer Entwicklung im alten Aegypten, aber nicht der Anfang. Damit erwuchs das Problem, nach dem Anfang zu forschen. Lange hat man aus dem vierten Jahrtausend v. Chr. nichts gefunden, oder vielmehr, man über sah die vorhandenen Reste. Erst, als vor einem Jahrzehnt der englische Forscher Flinders Petrie in Aegypten ein großes Gräberfeld aufdeckte, und gleichzeitig zwei französische Gelehrte anderwärts uralte Gräber gleicher Art fanden, wurde man aufmerksam und fragte sich, was das für Gräber seien. Die Funde sahen sehr fremdartig aus. Petrie hielt sie erst gar nicht für ägyptisch, sondern meinte, sie stammten von einem fremden Volke, das in Aegypten eingefallen. De Morgan dagegen erkannte die Funde als prähistorische, ägyptische. Das bestätigte sich bald. Auf einzelnen Stücken, die man in den Gräbern gefunden, waren Inschriften zu lesen, die Prof. Sethe entziffert hat: Namen uralter, sagenhafter ägyptischer Könige standen darauf, die Namen von Königen aus der ersten Dynastie. U. a. wurde auch der Name des Königs Menes nachgewiesen, des ersten ägyptischen Königs, von dem die Aelterlieferung weiß. In diese Epoche gehörte also ein Teil dieser Funde. Andere Funde waren augenscheinlich noch weit älter. Da waren also endlich Reste aus dem vorgeschichtlichen Aegypten, bis gegen 4000 v. Chr. Seitdem haben sich Engländer, Franzosen, Amerikaner bemüht, diese Forschungen mit dem Spaten weiter zu betreiben. Auch Deutschland ist heute in diese Bahn eingetreten. Im vorigen Jahre sind von der

Deutschen Orientgesellschaft Grabungen gemacht worden auf der Gaiäte, die Abuſir el-meleg heißt und 100 Kilometer ſüdlich von Kairo liegt. Dr. Möller und Dr. Müller haben die Ausgrabungen dort mit großer Aufopferung geleitet. Nicht weniger als tauſend Gräber aus vorhiſtorischer Zeit ſind geleert worden. Zum Teil fanden ſich die Skelette noch darin vor: ſie lagen in der Haltung von Schlafenden. Im Anſchluß an die übrigen Gräberjunde gibt der Vortragende eine kurze und dem lüdenhaften Material gemäß natürlich nicht vollſtändige Schilderung des vorgeſchichtlichen Aegyptens.

Die Tracht der Aegypter war damals anders, als in den folgenden Jahrtauſenden: der Aegypter der prähiſtorischen Zeit ging mit Vorliebe nackt, trug langen Vollbart und ließ das Haar wachsen. Ein Elfenbeinfigürchen zeigt eine prähiſtorische Aegypterin mit ihrem Säugling: beide ſplitternakend. Während die Kleidung allgemein auf ein Minimum beſchränkt war, bemalte und ſchmückte man ſich. Man hat viele Steine gefunden, die zum Aufreiben grüner, roter, ſchwarzer Schminke beſtimmt waren. Elegantere Schminkeſteine haben die Form von Tieren, z. B. von Schildkröten. In einem Grab von Abuſir iſt darauf direkt noch rote Farbe gefunden worden. Weiter führt der Vortragende eine Auswahl von Schmuckſachen im Bilde vor: Haarpeile, Salbenlöſſel, Perhalsbänder, Einſteckkämmen. Bemerkenswert, aber erklärlieh iſt, daß gar keine Waffen in den Gräbern vorkommen. Dieſe Fellachen vor 6000 Jahren waren genau ſo wie ihre Nachkommen heute das friedfertige Volk, das froh iſt, ſeine Kinder zu hüten und Ackerbau zu treiben. Beides taten ſchon die vorgeſchichtlichen Aegypter. Sie buken Brot aus Gerſte, brauten Bier aus Gerſte. Man hat einen Krug mit Bierriechſtänden gefunden. Dargeſtellt iſt vom Ackerbau nichts, er iſt aber mit Sicherheit vorauszuſehen. Nach den Bildern allein mußte man die Aegypter dieſer Zeit für ein Volk von Jägern halten. Immer wieder werden Jagden auf Strauße, Elefanten, Löwen dargeſtellt. Der Kunſtſeiz der Aegypter richtete ſich damals noch auf andere Dinge, als ein Jahrtauſend ſpäter. Kupfer kommt zwar ſchon vor, iſt aber offenbar noch ſehr teuer geweſen. Für die prähiſtorischen Aegypter war ein unendlich wichtiges Material der Feuerſtein. Alles Mögliche machten ſie daraus; nicht nur Pfeilſpitzen, ſondern auch Gefäße wurden aus Feuerſtein beſertigt, und ſogar zu künſtlerischen Darſtellungen hat er gedient: Geſtalten von Tieren, Antilopen und Steinböcke, ſind aus Feuerſtein gearbeitet. Für die ſpäteren Aegypter war der Feuerſtein etwas Nebenſächliches. Die älteren Aegypter arbeiteten mit Vorliebe in harten Steinen; dafür zeugen die Steingefäße von Abuſir. Henkel haben die Töpfe in dieſer Zeit noch nicht, ſondern nur kleine Deſen, durch die eine Schnur gezogen wird, woran man den Topf trägt. Die Formen dieſer Gefäße ſind ganz phantaſtiſch. Ein Steingefäß hat die etwas roh herausgearbeitete Geſtalt einer Taube: höchſt barbariſch wirken die eingefekhten Augen. Ein anderes Gefäß ſtellt ein ruhendes Kamel dar. Das iſt die älteſte Darſtellung des Kamels. Das Kamel iſt in Aegypten nicht vor römiſcher Zeit eingeführt worden. Hier haben wir es nun ſchon vier Jahrtauſende v. Chr. Wie das zu erklären iſt, ſteht noch dahin. Wahrſcheinlich iſt es als ein fremdes Tier dargeſtellt, das Beduinen bei ſich hatten, wenn ſie nach Aegypten kamen. An einem anderen Gefäß ſtellen ſchwarze Flecken Reſte von Glasur dar. Die Glasfabrikation geht alſo bis 4000 v. Chr. zurück, natürlich bloß die Verwendung des Glaſes zur Glasur.

Die Steingefäße finden ſich in verhältnismäßig wenig Gräbern vor. In ſchier ungläublicher Menge ſind dagegen Tongefäße erhalten geblieben. Am intereſſanteſten ſind die roten Gefäße mit brauner Bemalung. Allerlei wunderliche Szenen ſind darauf in recht barbariſcher Weiſe dargeſtellt. Wer eigentlich gemeint iſt, läßt ſich nicht immer leicht erkennen; die Schiffe z. B. könnte man auf den erſten Blick für Gott weiß was halten. Sind dieſe Bilder noch recht wilbenhaft, ſo wird dagegen in Reliefs Vortreffliches geleistet. Auf einem Relief ſieht man eine lange Reihe von Schützen einen Löwen jagen, der von Pfeilen durchbohrt iſt. Ein beſonders dramatiſches Stück ſtellt Giraffen dar, die zu beiden Seiten eines Palmbaumes ſtehen. Auf einem anderen ſieht man ein richtiges Fabeltier. In ſolchen wunderlichen Tiergeſtalten, Pantheren mit Flügeln und dergleichen, gefällt ſich dieſe ganze Zeit. Auf einem Schmuckſtein ſehen wir ein Schlachtfeld, auf dem Löwen und Raubvögel die Toten zerreißen, weiter eine Darſtellung zur Verherrlichung des Königs: der König erſcheint als Stier und zertritt ſeine Feinde. Auf dem Knäuel einer Keule iſt ein Feſt zu Ehren des Königs dargeſtellt; die Darſtellung iſt recht roh und wild. Sehr merkwürdig iſt das Relief auf einem anderen Schmuckſtein. Man ſieht Fabeltiere, den König als Stier, wie er einen Gefangenen tötet; weiter oben beſieht der König die getöteten Gefangenen, deren Köpfe zwiſchen den Steinen liegen. Auf der anderen Seite hält er einen Feind beim Schopf gepackt und ſchwingt die Keule, um ihn zu erſchlagen. Gelegentlich haben ſich die prähiſtorischen Aegypter auch an Skulpturen verſucht, wenn auch nur kleinen. Dahin gehört die Statuette eines Aegypters mit langem Vollbart. Vortrefflich iſt das Elfenbeinfigürchen eines Königs mit hoher Krone, ferner ein paar Tierfiguren (Hund und Löwe), die wahrſcheinlich zum Wrettſpiel benutzt worden ſind. Auf einem Schmuckſtein findet ſich eine Inſchrift, die wir ausnahmsweiſe leſen können. Im allgemeinen nämlich bereiten die Inſchriften aus dieſer frühen Zeit der Ent-

zifferung noch außerordentliche Schwierigkeiten. Die Schrift iſt noch nicht das ſpättere Gemisch von alphabetiſchen und Worzeichen, ſondern noch eine halbe Bilderschrift, die mit Rebus arbeitet. Die fragliche Inſchrift beſagt, daß der König 6000 Gefangene aus einem Gau des Delta fortgeführt hat. Die meiſten Inſchriften dagegen ſind noch dunkel, ſo namentlich die Siegel. Dieſe Siegel ſind kleine Rollen, wie wir ſie ſonſt nur in Babylonien, dagegen nicht im ſpäteren Aegypten finden. Elfenbeintäfelchen mit Inſchriften geben die Regierungsjahre eines Königs durch beſtimmte Ereigniſſe an. Ein ſolches Täfelchen iſt aus der Zeit des Königs Menes. Worauf ſich aber das alles bezieht, läßt ſich bisher nicht beſtimmt ſagen. Das meiſte bleibt unklar. Die Reſte der Königsgräber des Menes und ſeiner Nachfolger, ſowie der Grundriß des Menesgrabes werden in Lichtbildern vorgeführt. In benachbarten Gräbern ſind beſtattet ein Hofzwerg, eine Frau und die Lieblingshunde des Königs. Von dem Nachfolger des Menes iſt ein Armnochen mit Armband gefunden worden. Das Band beſteht aus Perlen und kleinen Figuren, die teils aus Gold, teils aus Edelſteinen, wie Amethyſt uſw., hergeſtellt ſind. Unter dieſem König iſt ein Wechſel im Stil eingetreten. Der Uebergang von der prähiſtorischen Formloſigkeit zu der ſpäteren ägyptiſchen Steiſheit beginnt.

Weil wir bloß auf archäologiſches Material angewieſen ſind, die literariſchen Hilfsmittel ganz fehlen, ſo iſt das Urteil über die älteſte Aegypten notwendig einſeitig. Nach den Funden allein würde man z. B. nicht auf den Gedanken kommen, daß dieſe Zeit ſchon eine Verwaltung gekannt habe. Tatſächlich iſt ſie aber ſchon vorhanden geweſen, iſt u. a. die Höhe des Nils Jahr für Jahr gemeſſen worden. Die Phantasi muß alſo ſtark zu Hilfe gerufen werden, um ein richtiges Urteil über das Aegypten vor ſechs Jahrtauſenden zu gewinnen. Man denkt unwillkürlich, daß dieſe älteſten Länder von einander abgeſchloſſen geweſen ſein, ohne Verkehr miteinander. Aber das iſt nachweiſlich nicht der Fall. Hinders Petrie hat in den älteſten Gräbern Gefäße gefunden, die ganz zweifellos fremden Urſprungs ſind. Dieſe Töpfe ſind jedenfalls von phöniziſchen Kaufleuten nach dem Mittel gebracht worden. Das Siegel mit Rollen findet ſich in Babylonien, ebenſo die Keulen mit verzierten Knäufen, ſowie die Sitte, die Jahre der Herrſcher nicht zu zählen, ſondern nach Ereigniſſen zu benennen: das Jahr, in dem das und das geſchah. Das ſind natürlich keine zufälligen Uebereinstimmungen. Ein Zusammenhang irgend welcher Art hat offenbar zwiſchen dem vorgeſchichtlichen Aegypten und dem alten Babylonien beſtanden. Und es ſteht feſt, daß ſchon vor ſechs Jahrtauſenden die Völker nicht getrennt von einander geſeſſen haben. —

Humoriſtiſches.

— Im Faſching. Ein Herr tritt in einen Handschuhsladen. Verkäuferin: „Sie wünſchen, mein Herr?“ Herr: „Ach, Du könntest mir ein Paar Glacéhandschuhe geben!“ Verkäuferin (erſtaunt): „Wie meinen Sie?“ Herr: „Ich wollte Dich bitten, mir ein Paar Glacéhandschuhe zu geben!“ Die Verkäuferin geht empört zu dem Geſchäftsführer: „Ach bitte, kommen Sie doch mal nach vorn, da iſt ein wildfremder Herr, der ſo frech iſt, mich zu duzen!“ Geſchäftsführer (zum Käufer): „Sie wünſchen, mein Herr?“ Herr: „Ach, ich habe ja ſchon Dein Fräulein gebeten, Du ſollteſt mir ein Paar Glacéhandschuh geben.“ Geſchäftsführer (aufbrauend): „Mein Herr, was ſollen dieſe plumphen Vertraulichkeiten... Erſt haben Sie meine Verkäuferin geduzt und jetzt machen Sie mit mir dieſelben Dummheiten!“ Herr: „Dummheiten? Wieso? Da draußen ſteht doch:

Glacéhandschuh à Paar M. 3.—
Duzend billiger! —

(„Luſtige Blätter“.)

Notizen.

- Stefan Groſsmanns Schauſpiel „Der Vogel im Käfig“ wird im Schiller-Theater O. am 2. März zum erſtenmal gegeben. —
- Die Finanzleitung des Deutschen Schauſpielhauses in Hamburg beabſichtigt die Errichtung eines Volkstheaters in Altona. —
- Die muſſalische Tragödie „Moloſch“ von Max Schillings iſt von der Dresdener Hofoper erworben worden. —
- Die Große Berliner Kunſtausſtellung 1906 wird eine retroſpektive Ausſtellung veranſtalten, die den Zeitraum von 1856 bis 1890 umfaſſen ſoll. —
- Am tiſchächſiſchen Kinderſpital in Prag wurde Fräulein Dr. med. Marie Peiger zum Sekundärarzt ernannt. Es iſt dies der erſte Fall, daß ein weiblicher Arzt an einem Spital in Deſterreich als ſelbſtändiger Arzt angeſtellt wurde. —
- Profeſſor Karl Futterer, der ſich um die Erforſchung Zimeraſiens hervorragend verdient gemacht hat, iſt einer Heilanſtalt in geſtorben. Er iſt nur 40 Jahre alt geworden. —